

Neutestamentliche Motivationen

# Einheit als Ziel der Ökumene?

*Man braucht aus katholischer Sicht 500 Jahre Reformation nicht zu bejubeln, um 2017 als eine gute Gelegenheit zu begrüßen: einerseits für eine Gewissenserforschung, für ein Schuldbekenntnis und für gute Vorsätze, andererseits für die Anerkennung der Lebensleistung, die in den evangelischen Kirchen erbracht wird. Wie aber kann neuer Schwung in die ökumenischen Beziehungen kommen?* VON THOMAS SÖDING

**U**t unum sint – Dass alle eins seien“ ist die große Ökumene-Enzyklika *Johannes Pauls II.* aus dem Jahr 1995 betitelt. Der Papst zitiert das hohepriesterliche Gebet, das in der katholischen Liturgie zum Gründonnerstag gehört. Jesus spricht nach Joh 17 von seiner Einheit mit Gott, dem Vater, die auf die Einheit der Jünger mit ihm und untereinander ausstrahlen soll: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21 in der Lutherbibel).

Höher kann man das Ziel der Ökumene nicht stecken. Kann man mit ihm überhaupt Bodenhaftung gewinnen? Oder verebt eine solche Bewegung zwischen vermeintlicher Selbstverständlichkeit und vergeblicher Selbstüberschätzung?

## Einheit vor uns?

Man braucht aus katholischer Sicht 500 Jahre Reformation nicht zu bejubeln, um 2017 als eine gute Gelegenheit zu begrüßen: einerseits für eine Gewissenserforschung, für ein Schuldbekenntnis und für gute Vorsätze, andererseits für die Anerkennung der Lebensleistung, die in den evangelischen Kirchen erbracht wird. Auch wenn es sich nicht überall in der katholischen Welt herumgesprochen hat: Der Protestantismus ist eine Alternative. Er ist intellektuell präsent; er hat eine starke kulturelle Prägekraft entwickelt; er hat einen anderen „Typ“ Kirche hervorgebracht als den römisch-katholischen, wie *Walter Kasper* (*Martin Luther*, Ostfildern 2016) jüngst neu rekonstruiert hat. Deshalb ist



**Thomas Söding**

(geb. 1956), Professor für Neutestamentliche Exegese an der Theologischen Fakultät der Universität Bochum, ist Berater der Glaubenskommission der DBK, Vorsitzender des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses, Mitglied der lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit und ständiger Gast der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland.

die evangelisch-katholische Ökumene theologisch ausgesprochen anspruchsvoll. Ist sie auch aussichtsreich?

Einheit ist das klassische Ziel der Ökumene. Hier liegt ein großer Unterschied zum interreligiösen Dialog vor. Mit dem Judentum, mit dem Islam, mit anderen Religionen können die Kirchen Koalitionen schmieden, um politische, soziale, kulturelle Projekte zu verfolgen. Aber weil die religiösen Unterschiede, die tief im Herzen sitzen, zu groß sind, geben sie nicht „Einheit“ als Losung aus.

In der christlichen Ökumene ist das anders. Hier geht es nicht nur um gelungene Begegnungen, um geteilte Sorge und verdoppelte Freude; hier steht das Vorbild der Jerusalemer Urgemeinde vor Augen: „ein Herz und eine Seele“ zu sein (Apg 4,32), und zwar in gemeinsamer Lehre, im gemeinsamen Leben, im gemeinsamen Gebet und in gemeinsamer Eucharistie (Apg 2,42).

„Einheit vor uns“ heißt deshalb ein hochgemutes Ökumene-Projekt aus den Achtzigerjahren, das „Modelle, Formen und Phasen katholisch-lutherischer Kirchengemeinschaft“ entwickelt hat (1985). Die Pläne sind allerdings nie umgesetzt worden, weder auf evangelischer noch auf katholischer Seite. Vielmehr ist deutlich geworden, dass das Konzept der „Einheit“ selbst auf den Prüfstand gehört, weil unterschiedliche Vorstellungen herrschen, die sich in den letzten 30 Jahren eher stärker auseinanderentwickelt als aufeinander zu bewegt haben, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Ethik.

Bei einer Tagung des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses (DÖSTA) über 500 Jahre Reformation sind die Unterschiede wieder klar geworden (*Uwe Swarat und Thomas Söding* [Hg.], *Heillos gespalten? Segensreich erneuert?*, Freiburg 2016). Auf der einen Seite hat Landesbischof *Karl-Hinrich Manzke*, der Catholica-Beauftragte der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), das typische evangelische Konzept der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ vorgestellt, auf der anderen Seite Bischof *Gerhard Feige*, Vorsitzender der Ökumene-Kommission der Bischofskonferenz, das typische katholische Modell der „sichtbaren Einheit“.

Beide Modelle sind gut begründet. Zum einen gibt es ohne Versöhnung keine Kircheneinheit. Deshalb haben die EKD und die Bischofskonferenz einen Prozess *healing of memories* angestoßen, der zu Beginn der Fastenzeit, am 11. März 2017, in der Hildesheimer Michaeliskirche einen zentralen Versöhnungsgottesdienst ermöglicht – erstmals seit den Ablassthesen Martin Luthers. Zum anderen ist das Geheimnis der Kirche zwar immer größer als ihre aktuelle Gestalt, aber die Theologie darf nicht bei einem Platonismus landen, der die Kirche nur als geglaubte und nicht auch als verfasste, als erlebte, freilich auch als erlittene Größe betrachtet.

Allerdings haben beide Modelle auch ihre Schwachstellen. Auf katholischer Seite fällt es schwer, zu konkretisieren, was „sichtbare Einheit“ mit den Protestanten bedeuten kann. Ein Modell „Union“, wie es mit einigen Ostkirchen erfolgreich praktiziert wird, die sozusagen eine weitreichende kulturelle Autonomie mit außenpolitischer Vertretung durch Rom verbinden, kommt für die evangelischen Kirchen kaum in Betracht. Wie „sichtbar“ kann dann die Einheit sein? Und wie kann sie sichtbar werden?

Auf evangelischer Seite wird gerne auf die Leuenberger Konkordie von 1973 verwiesen, die lutherische, reformierte

und unierte Kirchen in Europa verbunden hat. Doch aus katholischer Sicht ist die theologische Basis dünn. „Amt und Ordination“ werden ausgeklammert und nur als künftige Diskussionspunkte markiert. Zwar wurden Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft vereinbart; im Übrigen ist aber alles geblieben, wie es war. Wie verhalten sich Verschiedenheit und Einheit zueinander?

### Einheit hinter uns?

So stark die Vision der Einheit die Ökumene bewegt hat – heute scheint sie vielen als Illusion. Skeptisch sind nicht nur diejenigen, die prognostizieren, die kirchlichen Bürokratien würden mit ihrem Selbsterhaltungstrieb jede Vereinigung verhindern. Skeptisch sind auch diejenigen, die im Einheitsdenken einen monopolistischen Zug erkennen.

Tatsächlich ist der gesellschaftliche Diskurs auf Vielfalt getrimmt. Auch die innerkatholischen Debatten über Charismen und Ämter, über Gemein-demodelle und Lebensformen sind heute eher durch die Anerkennung von Pluralität als durch das Einschwören von Uniformität gekennzeichnet.

Früher konnte man zwar leicht den Römern das Einheitsdenken und sich selbst die bunte Blütenpracht der Vielfalt zuschreiben; aber Papst *Franziskus* hat diese bequeme Aufteilung irritiert. Jetzt ist auch die Kirche vor Ort gefragt, wie sie Identität und Pluralität generieren will. Die Ökumene hilft, über den Tellerrand hinauszublicken.

Typischerweise sieht die katholische Kirche in der Reformation eine Spaltung – den Bruch einer Einheit, der schmerzt und nach Möglichkeit wieder geheilt werden muss, so wie ein gebrochenes Bein wieder zusammenwachsen soll, auch wenn es eine ganze Zeit dauert. Wenn die Katholiken zugeben, dass es nicht ohne eigene Schuld zum Bruch gekommen ist, macht dies den Schmerz nicht geringer und führt zu umso intensiveren Therapieversuchen.

Hat es aber vor 1517 überhaupt eine Einheit der Kirche gegeben? Es gibt eine merkwürdige Koalition derer, die diese

Frage bejahen. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die das christliche Mittelalter verklären, weil es in ihr noch die eine Christenheit gegeben habe – ohne dass aber der Bruch mit der Orthodoxie und all die frühen Exkommunikationen von (vermeintlichen oder tatsächlichen) Häretikern und Schismatikern in der Alten Kirche vor Augen träten. Auf der anderen Seite stehen jene, die den mittelalterlichen *Corpus Christianorum* als Gefängnis betrachten, aus dem die Reformation die Menschen endlich befreit habe.

Bis in offizielle Dokumente des „Wissenschaftlichen Beirats zum Reformationsjubiläum“ hinein, einem Gremium der Bundesregierung (dem der Verfasser angehört), hat sich das protestantische Narrativ durchgesetzt, die Pluralität Europas, die Vielfalt der Religionen, der Kulturen, der Sprachen, sei wesentlich durch die Reformation motiviert worden (2007).

Von den Nostalgikern wie den Neoprotestanten wird „Einheit“ eher mit Anpassung statt mit Freiheit verbunden, eher mit Gehorsam statt mit Selbstbestimmung, eher mit Autorität statt mit Partizipation. Sollte das richtig sein, dürfte „Einheit“ kein Ziel der Ökumene sein. Aber ist es richtig? Das darf bezweifelt werden.

### Einheit zwischen uns

An zwei zentralen Punkten sind das Alte und das Neue Testament in Sachen Einheit äußerst engagiert: bei Gott und beim Volk Gottes. Der eine Gott, der nach dem Hebräerbrief ebenso vielfach und vielfältig durch die Propheten wie eindeutig und einmalig durch den Sohn gesprochen hat (Hebr 1,1f), bringt das eine Volk Gottes zusammen, das dem Alten Testament zufolge aus Zwölf Stämmen und dem Neuen Testament zufolge aus vielen Völkern besteht.

An beiden Stellen wird „Einheit“ nicht statisch, sondern dynamisch, nicht imperialistisch, sondern diakonisch betrachtet. Der eine Gott ist nicht einsam, sondern lebendig. Die alttestamentliche Bundestheologie ist im Kern dadurch gekennzeichnet, dass Israel als ein Volk in einem Land unter einem Gesetz lebt – und genau dadurch blüht, wächst und gedeiht, zwar beneidet und

**Es gilt, nach den Stärken zu suchen und die Schwächen zu bekämpfen, nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei anderen.**

verfolgt von anderen Völkern, aber auf langer Sicht und ganz sicher am Ende so attraktiv, dass sie sich ihm anschließen wollen.

Das Neue Testament entwickelt Kirchenmodelle, die in diesen Spuren bleiben, aber fragiler, hybrider und integrativer sind: Das Land der Verheißung ist die ganze Erde; zum Volk des Bundes sollen alle Menschen gehören; das Gesetz Gottes ist sein ureigenes Wort, das durch Jesus nicht nur eine Stimme, sondern auch einen sprechenden Namen, ein menschliches Gesicht, einen beweglichen, geschundenen und verklärten Körper erhalten hat. Auf dem Weg der Mission wird jede Grenze zwischen Religionen, Nationen, Geschlechtern, Rollen, Schichten überschritten – meist gegen große Widerstände und Befürchtungen derer, die von Jesus gesandt worden sind.

Alle Völker auf der ganzen Erde sollen für die Nachfolge Jesu gewonnen werden (Mt 28,16-20). Es gibt nur eine Frohe Botschaft für alle, weil es nur einen Gott gibt, der für alle da ist, aber sie kann in allen Muttersprachen dieser Welt gleichermaßen verkündet werden (Apg 2,1-11). Es gibt nur eine Taufe, aber sie ist für alle: für Männer und Frauen, Juden und Heiden, Sklaven und Freie (Gal 3,26ff.).

Der evangelische Neutestamentler *Dietrich-Alex Koch* hat in seiner „Geschichte des Urchristentums“ (Göttingen 2014) zum Staunen darüber geführt, dass die zahlreichen Gläubigen, die verschiedenen Missionare, die unterschiedlichen Gemeinden – jüdische, griechische und römische, ländliche und städtische, progressive und konservative Traditionen – nicht einfach auseinandergelaufen sind, sondern zusammengehalten, immer wieder zusammengefunden und sich nicht selten zusammengerauft haben.

Zentrale Institutionen hat es nicht gegeben, aber die eine große Geschichte in vielen kleinen Geschichten: Dass Jesus nicht nur ein Experiment gewesen ist, dass Gott mit den Menschen angestellt hat, sondern dass in Jesus Gottes ewiges Wort Mensch geworden ist, um alle menschlichen Stimmen im Lob Gott zu vereinen.

Spektakulär ist das sogenannte Apostelkonzil, von Paulus im Galaterbrief, von Lukas in der Apostelgeschichte erzählt, nicht ohne feine Unterschiede, aber im Kern ähnlich (Gal 2,1-10; Apg 15,1-35). Im Hintergrund stehen starke Gegensätze: zwischen Judenmission und Heidenmission, zwischen Jerusalem und der aufstrebenden syrischen Metropole Antiochia, zwischen Reformern wie Barnabas und Paulus, die auf die Beschneidung und zahlreiche Reinheitsvorschriften verzichten, wenn sie Heiden in die Kirche aufnehmen, und Traditionalisten, die daran festhalten, dass jeder Heide zuerst Jude werden müsse, um dann Christ werden zu kön-

nen (wobei die Begriffe noch anachronistisch sind).

Es wäre ein Leichtes gewesen, wenn es zu einer Trennung gekommen wäre. Aber die Anziehungskraft der Urgemeinde, der Wille zur Einheit und die Überzeugung von der missionarischen Sendung waren so groß, dass man die Auseinandersetzung nicht gescheut und eine Entscheidung, vielleicht auch nur einen Kompromiss gefunden hat: für die Anerkennung der Liberalen mit offenem Missionsansatz, aber nach Lukas auch für eine Rücksicht auf die Juden und nach Paulus mit einem Blick für die Verschiedenheit von Missionswegen, die koexistieren können.

Ohne Grenzziehungen und Ausgrenzungen war diese Vielfalt in der einen Kirche nicht zu gewährleisten: Exkludiert wurden diejenigen, die nicht auf Inklusion gesetzt haben. Das sind nicht etwa die Jerusalemer „Säulen“ Jakobus, Petrus und Johannes, die vielmehr auf Seiten des Paulus waren, aber – Lukas kennzeichnet sie plastisch – christlich gewordene Pharisäer (also Kollegen, aber Kontrahenten des Paulus), die alle auf ihre Gesetzesauslegung verpflichteten wollten. Paulus ist im Galaterbrief äußerst gallig; hier findet sich bereits zwei Mal jenes „Anathema“ (Gal 1,8f.), das später zum Signal von harten Konzilsentscheidungen geworden ist, die Stärke demonstrieren sollten, aber doch auch das unausgesprochene Eingeständnis enthalten, ein Gespräch abrechnen zu müssen.

### Einheit in uns

So klein und verstreut die Gemeinden auch noch sind: Die Einheit der Kirche ist im Neuen Testament Gegenstand theologischen Nachdenkens. Zu den Lieblingstexten der Ökumene gehört der Brief an die Epheser, der das Bekenntnis zum einen Gott direkt mit der Einheit des Leibes Christi verbindet: „Ein Leib und ein Geist, wie euch durch eure Berufung auch eine gemeinsame Hoffnung gegeben ist; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist“ (Eph 4,4ff.). Wie wenig statisch diese Einheit ist, zeigt sich im selben Schreiben etwas früher: im Bild einer Mauer, die gefallen ist, so dass diejenigen, die bislang ausgeschlossen waren, nun hinzutreten können und volles Bürgerrecht im Gottesvolk erhalten – ein großes Friedenswerk Jesu Christi selbst (Eph 2,11-22).

Geht man noch einen Schritt weiter zurück, zeigt sich eine noch größere Spannkraft. Im Ersten Korintherbrief hat Paulus das Bild der Kirche als Leib Christi entwickelt, um eine akute Krise der Gemeinde zu lösen (1Kor 12,12-27). Er greift ein Motiv aus der politischen Theologie seiner Zeit auf, das durchweg der Disziplinierung dient, stellt es aber vom Kopf auf die Füße, um Partizipation und Kooperation

zu fördern. Die Pointe dieses Bildes: Jeder Leib hat viele Glieder; alle Glieder gehören zum einen Leib. Der Leib lebt dann, wenn er viele Glieder hat, die alle ihre unterschiedlichen Funktionen erfüllen, indem sie ihren Platz annehmen und den der anderen anerkennen. Das heißt: Je mehr Einheit, desto mehr Vielfalt – weil die Einheit in sich vielfältig ist; und je mehr Vielfalt, desto mehr Einheit – weil sie die Möglichkeiten der Unterstützung anderer vergrößert. Paulus stellt aber nicht nur ein soziologisches Exempel auf. Er führt die Vielfalt der Glieder auf die Vielfalt der Charismen zurück, die Gott schenkt, und ihre Einheit auf genau diesen gemeinsamen Ursprung des einen Geistes und des einen Gottes (1Kor 12,4-11).

Das Bild der Kirche als Leib Christi ist in der Geschichte der Kirche immer wieder ausgestellt, aber sehr oft einseitig beleuchtet worden. In der Vergangenheit herrschten, besonders auf katholischer Seite, integralistische Töne vor, obgleich Paulus gerade den „Schwachen“ zu ihrem Recht verhelfen will. Heute wird das Bild, nicht nur auf evangelischer Seite, oft anti-hierarchisch benutzt, obgleich es gerade dazu dient, Jesus Christus als den Herrn der Kirche zur Geltung zu bringen, der durch den Geist als Diener inmitten der Gläubigen gegenwärtig ist. Die Aufgabe der Theologie ist es, die genuine Dialektik des paulinischen Ursprungs zu entdecken und in neuen Konstellationen zur Geltung zu bringen.

Kann die Ökumene davon profitieren? Viele Exegesen beziehen das Bild bei Paulus nur auf die Ortsgemeinde, während erst vom Epheserbrief die weltumspannende Kirche ins Auge gefasst werde. Dann müsste man mit der Übertragung des Bildes auf die Beziehungen zwischen den katholischen, evangelischen und orthodoxen Kirchen äußerst vorsichtig sein. Aber Paulus spricht unmittelbar im Anschluss von „Aposteln“, von „Propheten“ und „Lehrern“, die „Gott in der Kirche eingesetzt“ habe (1Kor 12,28). Da denkt er nicht nur an Korinth, sondern auch an Jerusalem, an Antiochia und all die anderen Gemeinden, also an die eine Kirche, die es an vielen Orten gleichzeitig

gibt. Jede Ortsgemeinde ist ganz Kirche, keine die ganze Kirche. Der Apostel vermittelt beides. Er steht über, zwischen und in den Gemeinden. Er vermittelt ihnen das Evangelium, das sie zur Kirche macht.

Das Verlockende an der Leib-Christi-Ekklesiologie ist, dass Einheit durch Vielfalt und Vielfalt durch Einheit entsteht. Wichtige Voraussetzungen sind erfüllt, dass diese Dialektik auch für eine paulinisch stimulierte Ökumene greifen kann.

### Die Stärken als Charismen anerkennen

Für den Apostel haben sich alle, die das Grundbekenntnis sprechen: „Herr ist Jesus Christus“ (1Kor 12,3), dadurch als Träger ein und desselben Geistes erwiesen. Wer aber wollte das den ökumenischen Partnern absprechen? Mehr noch: Eine Fülle von Gnadengaben ergießt sich über alle Gläubigen; nicht jeder hat alle, aber niemand hat keine. Hier muss und kann angesetzt werden – bei einer Ökumene der Stärken, die nicht an einzelnen Christenmenschen festgemacht wird, sondern auch an Ortskirchen und an ganzen Konfessionskirchen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat von „Elementen der Heiligung und der Wahrheit“ gesprochen, die es auch außerhalb der katholischen Kirche gibt (LG 8). Der theologische Ansatz des Apostels bei den Charismen ist noch radikaler. Als Charismen sind die Stärken daran zu erkennen, wenn sie dem Aufbau der Kirche dienen, ihrem Wachstum nach innen und außen.

Hier kann eine Ökumene der Zukunft vom Neuen Testament motiviert werden. Es gilt nicht nur, Gemeinsamkeiten zu suchen und Unterschiede auszuhalten. Es gilt auch, nach den Stärken zu suchen und die Schwächen zu bekämpfen, nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei anderen. „Einheit“ ist dann eine Gemeinschaft, die Unterschiede nicht kleinredet, sondern anerkennt und für das Wachstum der Kirche nutzt. Dazu müssen die Stärken als Charismen erkannt werden und wirken können. Das wäre ein Perspektivwechsel der Ökumene, für den 2017 einen guten Anhaltspunkt liefert. ■